

Es war eine lange ernsthafte Unterredung.

Der jüngste Dohnhoff war zum erstenmal wirklich böse auf die Brüder.

„Nast das doch die Mutter bestimmen, wie sie will . . .“

Sie wechselten einen bedeutsamen Blick miteinander.

Er fing ihn auf, beziffert langsam und wurde sehr blaß.

Schwerfällig erhob er sich, um zu gehen. Aber die Mutter hielt ihn zurück.

„Ich wollte ein wenig Wärme und Liebe von dir empfangen,“ flüsterte sie ihm zu, „aber noch hast du mir nichts gegeben. Da setzte er sich wieder und sagte zu allen Vorschlägen „Ja“ und „Amen“, obwohl dadurch klar auf der Hand lag, daß er später ganz leer ausgehen müßte.

Ihm erschien es zur Zeit viel wichtiger, die Qual der Mutter möglichst zu kürzen. Sie redeten hin und her, bis die alte Frau die Hand hob und sagte:

„Gut, holt jetzt den Notar. Ich will euch den Willen tun.“

So hatten sie also eine klare Zukunft durchgesehen . . . denn sie waren gewiß, daß die streng rechtliche Mutter nach dieser Erklärung keinen Pfennig hinter ihrem Rücken an den Lieblingssohn verschleppen würde.

Frau Dohnhoff verlor langsam ihre frühere Kraft und Frische. Sie war jetzt zuweilen wunderbar versonnen und nachdenklich und die jungen, lustigen Stützen hielten es nicht allzu lange bei der Einsamen aus. Da ging sie eines Tages zu dem kinderreichen Schuhmacher in die Kellerrwohnung und sagte ruhig:

„Meister Heinz, Sie haben da ein liebes kleines Mädchen in Pflege. Die verwachsene Maria, meine ich. Wieviel Kostgeld erhalten Sie für das Kind?“ Er nannte eine angemessene Summe.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag,“ fuhr sie darauf fort, „Sie überlassen das Kind mir, beziehen aber durch mich weiter die Monatsspende. Ich habe die Kleine sehr gern. Sie ist liebreich und gut zu mir, obwohl ich ihr noch niemals etwas geschenkt habe. Besprechen Sie es mit Ihrer Frau und bringen Sie mir baldigst Bescheid.“

Dem Meister erschien dies Angebot so verlockend, daß er schon jetzt die Entscheidung traf. Sie hatten ohnehin das schwächliche, oft tränkende Kind abgeben wollen. Dies war also ein richtiges Geschenk. Er nickte lebhaft. „Soll das heißen, daß Sie einverstanden sind, Meister?“

Ja . . . das war der Meister. Aber wer nun wiederum von neuen Schmerzen geplagt wurde, waren die beiden ältesten Söhne. Diesmal aber blieb die alte Frau unerbittlich.

„Sie bleibt bei mir und ich werde ihre Zukunft in angemessener Weise sicherstellen. Ich bitte mir aus, daß ferner kein anderer Rat oder Vorschlag in dieser Sache von Euch erteilt wird.“

So blieb Maria Kenel also in ihrem Himmelreich, denn nicht anders stellte sie sich das vor, wie das helle kleine Zimmer mit dem weißen Bettchen zur Seite der alten Frau. Zwei volle Jahre sorgte und schaffte die Heranwachsende für ihre Wohlthäterin. Dann kam der Tod und rief die Hochbetagte zu sich und die Söhne umstanden ihr letztes Lager und hatten ihre eigenen Gedanken.

Nur der Jüngste streichelte die kleine Maria.

„Wo wirst du nun bleiben, mein Kind.“

„Ich weiß nicht. Aber mir wird's schon nicht schlecht gehen. Frau Dohnhoff hat mich lieb gehabt . . .“

Trotz dieses festen Vertrauens erschien ihre Zukunft ungewiß. Denn als das Testament eröffnet wurde, fand sich wohl darin ein Nachsatz zugefügt:

„Wer meine treue liebe Pflegerin Maria Kenel zu sich nimmt, versorgt und nicht Not leiden läßt, erhält, so lange er sie hat, monatlich von den Erben 15 Mark. Dafür hat er sie auch zu kleiden und ihre etwaigen Krankheiten zu bezahlen . . .“

Die Zeit war teuer und der schwache kleine Körper vermochte nicht viel zu leisten. Niemand bot sich an . . .

Da ging Wolfgang Dohnhoff, sobald die Mutter auf dem Friedhof ruhte, zu dem ältesten Bruder:

„Wie wäre es Karl, wenn du das Mariechen zu dir nimmst?“

„Wenn ich so wenig zu rechnen verstehe, wie du, mein Dieber, möchte ich vielleicht diese Dummheit begehen.“

Da ging er zu dem andern Bruder.

„Gans, du hast den großen Garten und das geräumige Haus . . . sollte sich da nicht ein Plätzchen für Mutters Pflegerin finden lassen?“ Der verneinte hastig und aufgereg.

Nun wußte Wolfgang Dohnhoff woran er war . . .

Und plötzlich konnte er nicht anders.

Spornstreichs lief er zu Meister Heinz, bei dem die kleine einstweilen wieder untergebracht war, machte aber hart auf der Schwelle Kehrt und rang die Hände:

„Nein, nein — ich darf es nicht tun. Ich bin zu arm dazu . . .“

Und stand ein Weilchen in tiefem Sinnen, versuchte zum erstenmal im Leben zu rechnen, kam aber nicht damit zustande, sondern hörte die Worte, die das vertrauende Kind zu ihm gesprochen:

— „Sie hat mich lieb gehabt . . .“

Und war mit einem langen Satz in der kleinen Stube, packte den Meister am Arm.

„Wieviel kostet wohl so ein Kind wie das Mariechen monatlich, Meister?“

„Mit den 15 Mark, Herr, ist's nicht abgetan, denn sie braucht zu manchen Zeiten eine Pflege. Aber vielleicht legt die Stadt etwas zu?“

„Darüber würde meine Mutter sehr traurig sein. Das Mariechen hat so viel geweint, bis die Verstorbene sich schriftlich verpflichtet hat, ganz für sie zu sorgen. Darauf ist denn der Magistrat sehr gern eingegangen.“

„Das wußte ich noch gar nicht,“ sagte der Meister bestürzt, „und ich kann sie auch nicht mehr lange behalten. Weihnachten kommt mein Junge auf Urlaub von den Soldaten, da muß sie fort sein . . .“

Noch einen Augenblick sann Wolfgang Dohnhoff nach. Dann sagte er rasch: „Bitten Sie Ihre Frau, daß sie die wenigen Gabseligkeiten des Kindes zusammenpackt. Ich nehme sie in mein Haus.“

Seine Frau hatte kein Wort des Vorwurfs für das, was er getan. Sie legte leicht die Hand auf Mariechens Kopf und sagte still:

„Gelt, Kind, schmal genug wird's manchmal werden, aber, nicht wahr, zu einem Weihnachtsbäumchen wird es doch lohnen.“

Und Mariechen nickte und hatte einen seltsamen Glanz in den Augen, wie ihn die Menschen haben, wenn sie ein schönes Geheimnis in sich tragen.

Vor dem lieben Christfest erkrankten die beiden Buben heftig am Scharlach. Der Arzt mußte kommen, teure Arzneien und Stärkungsmittel aller Art angeschafft werden und als endlich der Christabend mit Glanz und Schimmer über die Erde schritt . . . ward Wolfgang Dohnhoff inne, daß er diesmal seiner Familie keine Tanne anzünden konnte . . .

Es dämmerte bereits. Die Kinder preßten die Gesichter an die überfrorenen Scheiben und starrten hinaus, als müßte von dort das Wunder mit Licht und Gold zu ihnen kommen. Nur das Mariechen lief in ihr Kämmerlein, und suchte aus dem alten hohen Kasten, der ihre Wäsche barg, etwas hervor. Ihr Gesicht glühte und ihre Hände zitterten, als sie in das immer noch unerhellte Zimmerchen trat. Wolfgang Dohnhoff und seine Frau sahen beieinander auf dem Sofa und sagten, wie um ihre Schmerzen zu ertöten:

„Die Kinder sind gesund geworden — ist das nicht Weihnachtsfreude genug?“

Gewaltfam zwangen sie sich zu einem Lächeln, als das Mariechen etwas hervorstotterte. Nur langsam begriffen sie den Sinn ihrer Worte.

„Ich kann Ihnen etwas schenken . . . Als meine alte gute Großmutter Dohnhoff sterben wollte, hat sie mich gerufen und mir dies gegeben. „Wer dich zu sich nimmt, soll belohnt werden.“ hat sie gesagt. Ich habe es mir so oft wiederholt, daß es ganz gewiß stimmt. An dem ersten Christabend den du bei ihm weilst, gibst du ihm dies in meinem Namen. Vorher kein Wort. Das versprich mir . . .“ Und ich habe nichts gesagt,“ meinte sie stolz und händigte ein kleines Predigtbuch aus, das Wolfgang Dohnhoff genug in seiner Mutter Händen gesehen hatte. Und es wurde ihnen weihnachtsfroh zu Sinn. Die Lampe wurde angezündet und sie schlugen das Evangelium mit der frohen Botschaft auf . . .

Aber es war seltsam . . . die Blätter blieben zusammen. Sie mußten gewaltsam mit dem Messer voneinander getrennt werden . . .

Als das endlich gelungen war, stießen sie einen Schrei aus, dem ein Rauchzen folgte.

Zwischen den sorglich zusammengeklebten Blättern lagen 6 neue Tausendmarkscheine und von der Mutterhand ein Bettelchen:

„. . . Ich bin gewiß, daß du, mein lieber Wolfgang, das Mariechen zu dir nimmst. Siehe, ich verkündige dir große Freude.“

Als die Kinder vom Fenster herabstiegen, weil die Eltern gar so wunderbar still blieben, wurden sie gewahrt, daß die weinten . . .

Ganz langsam begriffen sie daß trotz dieser Tränen die Weihnachtsfreude gekommen sei . . .

• • • **Sinnsprüche.** • • •

Armut heißt nicht Schätze missen,
Armut heißt nicht Geld verlieren,
Armut heißt: entbehren müssen,
Was wir tief im Herzen hehlen

Die Trauer wird durch Trauern nicht herber;
Durch Trauer wird die Trauer zum Genuss.